

IV.3. Sind wir denn nicht alle, früher oder später, in einer schwierigen Lebenslage? Die Autoethnografie einer Wissenschaftlerin in einem partizipativen Forschungsprojekt

Raluca Sommer

1. Hintergrund

Im Rahmen der Gesundheitsforschung werden von drittmittelgebenden Organisationen immer häufiger Projekte gefördert, die sich an vulnerable Bevölkerungsgruppen richten (Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2019). Diese werden oft als »schwer zu erreichende Zielgruppen« betrachtet, zu denen beispielsweise sozial benachteiligte Frauen mit Migrationshintergrund oder niedrigem sozioökonomischen Status, auf staatliche Transferleistungen Angewiesene oder Alleinerziehende gehören. Diese Frauen werden von Angeboten der Gesundheitsförderung häufig nicht erreicht. Hierfür werden Barrieren wie das Fehlen einer Kinderbetreuung oder kultursensibler Angebote verantwortlich gemacht. In vielen Projekten sollen anhand partizipativer Ansätze diese Zielgruppen möglichst umfangreich beteiligt werden, um bedarfsgerechte und niedrigschwellige Angebote zu entwickeln und zu implementieren, an denen sie dann langfristig teilnehmen können (Wright, 2020). Im vergangenen Jahrzehnt sind viele verschiedene Theorien und Modellen entwickelt worden, die diese partizipativen Prozesse und deren Ergebnisse beschreiben (Kasberg et al., 2021). Zudem ist nachgewiesen, dass Beteiligungsverfahren Veränderungen von Strukturen anstoßen können, die zum schrittweisen Abbau sozialer und gesundheitlicher Ungleichheiten beitragen, sowie gesundheitsförderliche Wirkungen auf die Beteiligten erzielen können (Rosenbrock & Hartung, 2012). Durch die Teilnahme vulnerabler Gruppen an Forschungsprozessen, werden diese befähigt, mehr Kontrolle über ihre eigene Gesundheit auszuüben und Einfluss auf Entscheidungen sowie Handlungen zu nehmen, die für ihre Gesundheit relevant sind (Rütten et al., 2008; Frahsa et al., 2014).

Trotz der positiven Aspekte werden in der Literatur auch Risiken und Herausforderungen partizipativer Prozesse erörtert, darunter ressourcenintensive Abläufe in Bezug auf Zeit und Personal sowie potenzielle Diskrepanzen zwischen individuellen und kol-

lektiven Interessen der am Prozess beteiligten Personen (Ischer & Saas, 2019). Der partizipative Forschungsprozess wird oft diskutiert, jedoch werden die Protagonist*innen partizipativer Forschung in diesen Ansätzen häufig vernachlässigt. Die Wissenschaftler*innen dieser Art der Forschung sind ebenso wie die anderen Beteiligten soziale Wesen und verfügen über wertvolle Insiderinformationen darüber, wie diese Form von Forschung gelingen kann oder warum sie möglicherweise scheitert. Dabei sind sie in der Lage, ethische Aspekte in Bezug auf ihre forschende Tätigkeit herauszuarbeiten. Sie müssen im Prozess unterschiedliche Rollen einnehmen (z.B. Moderator*in, Vermittler*in), um diese an die Bedürfnisse der Zielgruppe anzupassen. Wenn an der Universität tätige Forschende gelegentlich für kurze Zeiträume Feldforschung betreiben, können sie ihr persönliches Leben von ihrer Forschungstätigkeit abgrenzen, wobei es kaum zu Rollenproblemen kommt. Komplizierter wird es jedoch, wenn die Forschenden längere Zeit mit vulnerablen Bevölkerungsgruppen arbeiten. In solchen Fällen vermischt sich ihr persönliches Leben mit ihrer Forschungstätigkeit und es wird schwierig, beide Welten voneinander zu trennen (Whyte, 1996). Dabei treten verschiedene innere Konflikte auf bezüglich: ihrer Rolle als Forschende im Prozess; der Verantwortung, die sie für den Prozess tragen sollen (oder nicht tragen sollen); die aufgebaute Nähe zur Zielgruppe sowie des Einflusses persönlicher Werte und Meinungen auf die Zielgruppe und den Prozess.

Eine Darstellung des Forschungsprozesses aus der Perspektive der Forschenden, wie sie hiermit vorgelegt wird, beinhaltet unvermeidlich eine subjektive und persönliche Erzählung. Diese Art der Beschreibung ermöglicht es den Leser*innen, ein besseres Verständnis für partizipative Forschung, ihre Chancen sowie die damit verbundenen Implikationen für die Tätigkeit als Wissenschaftler*innen zu entwickeln.

Ein Anwendungsfall für partizipative Forschung lässt sich anhand des BIG-Projekts (»Bewegung als Investition in Gesundheit«) verdeutlichen. BIG initiiert seit mehr als 18 Jahren barrierearme Bewegungsprogramme für Frauen in schwierigen Lebenslagen. Die Frauen werden an der Planung dieser Programme beteiligt, die Umsetzung geschieht in Einrichtungen der kommunalen Bewegungsförderung oder in Sportvereinen (Herbert-Maul et al., 2021; Till et al., 2022). Dank einer Forschungsförderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung konnte seit 2020 untersucht werden, welche langfristigen Auswirkungen die Teilnahme an den Bewegungsprogrammen auf die Frauen hat. Zudem sollte nachgezeichnet werden, inwieweit es Kommunen und Sportvereinen gelingt (oder eben nicht), die Programme zu verstetigen. Neben diesen Evaluationsdimensionen wurden über die Förderung auch Mittel bereitgestellt, um den Frauen der Zielgruppe (im Projekt wurde die Terminologie »Frauen in schwierigen Lebenslagen« etabliert) zu ermöglichen, selbst an der Forschung teilzunehmen und eine Evaluation des BIG-Projekts nach ihren Vorstellungen und Wünschen durchzuführen (Abu-Omar et al., 2021; Herbert-Maul et al., 2021; Sauter et al., 2022).

Sechs an den BIG-Kursen teilnehmende Frauen von verschiedenen Standorten sollten gemeinsam mit drei Wissenschaftlerinnen fast zwei Jahre lang (November 2021 bis Juli 2023) gemeinsam an der Evaluation arbeiten. Die Hauptaufgabe bestand darin, ein eigenes Evaluationsprodukt über das BIG-Bewegungsprogramm zu entwickeln. Die Frauen einigten sich darauf, dass ein partizipatives Video die geeignetste Methode zur Evaluierung sei, um ihre Perspektive darzustellen und zu berichten, inwieweit BIG ihr Leben beeinflusst hat. Eine der drei Wissenschaftlerinnen, die diese Evaluation ge-

meinsam mit den Frauen umsetzte und im Rahmen ihrer Promotion wissenschaftliche Erkenntnisse über partizipative Evaluation gewinnen wollte, ist die Autorin und steht im Fokus dieses Artikels. Sie begleitete den Prozess, unterstützte die Frauen bei der Konzipierung des Films und gewann über die gesamte Zeit Einblicke in das Verhältnis der Frauen zu dem Projekt. Darüber hinaus konnte die beteiligte Wissenschaftlerin erfassen, was es wirklich bedeutet, mit einer vulnerablen Bevölkerungsgruppe zusammenzuarbeiten und diese in den Forschungsprozess einzubeziehen. Zum Gelingen der partizipativen Forschung galt es vor allem die Frage zu klären, wie viel Freiheit sie den Frauen gewähren musste und wie viel Freiheit sie selbst im Entscheidungsprozess behalten sollte. Eine zentrale Erfahrung war, dass diese Art von Forschung mit vielen Höhen und Tiefen einhergeht, die auch die beteiligten Wissenschaftler*innen emotional belasten können. So fühlte sich die Autorin selbst oft »in einer schwierigen Lebenslage« in ihrer Rolle als Wissenschaftlerin. Während die Vulnerabilität der Co-Forschenden häufig diskutiert wird, bleibt die Vulnerabilität der wissenschaftlich Tätigen meist unsichtbar. Im Rahmen einer Autoethnografie möchte die Autorin ihre persönlichen Erfahrungen in dem genannten partizipativen Forschungsprojekt und ihre Vulnerabilität als beteiligte Wissenschaftlerin thematisieren.

Dieser Artikel stellt zunächst die angewandte Methode der Autoethnographie vor und präsentiert die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte NU-BIG Studie (»Nachuntersuchung des BIG-Projekts«), die sich mit der partizipativen Evaluierung der BIG-Bewegungsprogramme für Frauen in benachteiligten Lebenssituationen befasst. In Abschnitt drei stellt die an der Evaluation beteiligte Wissenschaftlerin in chronologischer Abfolge die Zusammenarbeit mit den sechs Frauen der Zielgruppe dar, wie sie sich aus ihrer Perspektive gestaltet hat. Dabei fokussiert sie ihre persönliche Erzählung einerseits auf die praktische Umsetzung partizipativer Forschung und andererseits auf die Herausforderungen, die mit der Rolle als partizipative Forscherin einhergehen. Basierend auf den Erfahrungen, die in dieser Autoethnografie geschildert werden, und unter Berücksichtigung von Forschungsergebnissen anderer zieht das letzte Kapitel Schlussfolgerungen hinsichtlich der partizipativen Zusammenarbeit mit sozial benachteiligten Frauen, der unterschiedlichen Rollen Aspekte, die die beteiligte Wissenschaftlerin verhandeln und denen sie gerecht werden musste, sowie ihrer inneren Konflikte, die bei der Konfrontation mit ethischen Herausforderungen entstanden sind.

2. Autoethnografie: eine qualitative Forschungsmethode

Die Autoethnografie stellt eine qualitative Forschungsmethode dar, bei der Forschende ihre persönlichen Erfahrungen und Reflexionen verwenden, um sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren (Adams et al., 2020). Diese Vorgehensweise erfolgt in einer narrativen Form, die gleichzeitig persönlich und analytisch ist. Brooks (2011) beschreibt diese Art von Arbeit als eine Möglichkeit, sich von der traditionellen Form des wissenschaftlichen Schreibens zu lösen, wobei sie dennoch »ein wirksames Potenzial für Forschende, die Erforschten und die Leser*innen/Zuhörer*innen...« in sich trägt (Spry, 2001, S. 712; eigene Übersetzung). Es handelt sich dabei gleichzeitig um eine Form der

Selbstbeobachtung, bei der Forschende ihr eigenes Erleben in den Fokus der Untersuchung stellen und im Rahmen eines Storytellings den Leser*innen die Möglichkeit bieten, an einer kulturellen, introspektiven, reflektierenden und emotionalen Auseinandersetzung mit für die Wissenschaftler*innen relevanten Themen teilzunehmen (Ellis & Bochner, 2000).

Die Autoethnographie dient dazu, eine Vielzahl von Themen zu erkunden, die für die Forschenden von Bedeutung sind. Hierzu zählt beispielsweise der persönliche Umgang der Forschenden mit verschiedenen Krankheiten wie Bulimie oder Zwangsstörungen, während sie in ihrer Rolle als Wissenschaftler*in weiterhin funktionieren müssen (Brooks, 2011; Tillmann, 2009). Des Weiteren werden in Bezug auf partizipative Forschung auch Themen wie die Rolle der »Insider-Forschenden« und die Nähe zur Zielgruppe sowie die damit verbundenen Herausforderungen reflektiert und den Leser*innen präsentiert (Raymaker, 2017). Diese »intime« Auseinandersetzung der Forschenden mit den Themen und der Zugang der*des Lesers*in zu diesem inneren Raum machen die Forschenden in solchen Arbeiten verletzlich, da sie ihre Gefühle offenlegen (Brooks, 2011).

In diesem Paper werden die Erfahrungen einer Wissenschaftlerin im Zusammenhang mit den Forschungstätigkeiten und ethischen Fragenstellungen in einem partizipativen Forschungsprojekt dargestellt. Die Verwendung der Autoethnographie als methodologischer Ansatz ermöglicht es, auf persönliche Erinnerungen, Erlebnisse und ein wechselhaftes emotionales Erleben einzugehen, die die Autorin durchlebte und diese Erfahrungen für die Wissenschaft nutzbar zu machen.

Die NU-BIG Studie: Die partizipative Evaluation des BIG-Projekts

Das NU-BIG Vorhaben zielt darauf ab, die langfristigen Auswirkungen des BIG-Bewegungsprogramms in verschiedenen Städten Deutschlands zu untersuchen. BIG existiert bereits seit vielen Jahren und bietet Frauen in schwierigen Lebenslagen Zugang zu sportlichen Aktivitäten jeder Art (z.B. Schwimmen, Zumba, Fitness usw.). Im Jahr 2005 zu Beginn von BIG, wurde der Begriff »Frauen in schwierigen Lebenslagen« von den Frauen selbst vorgeschlagen, um ihre sozialen Benachteiligungen zu beschreiben. Heute hat sich dieser Begriff in dem Projekt etabliert und wird nicht mehr hinterfragt. Für die Evaluation der BIG-Angebote war geplant, nicht nur klassische sozialwissenschaftliche Methoden einzusetzen, sondern tatsächlich auch partizipativ vorzugehen (Abu-Omar et al., 2021).

Sechs Frauen haben ihre aktive Teilnahme am Forschungsprojekt zugesagt, um gemeinsam mit drei Wissenschaftlerinnen an der Entwicklung ihrer eigenen Evaluierungsmethode zu arbeiten. Diese Frauen sind Teilnehmerinnen der BIG-Angebote und nehmen mindestens einmal pro Woche an BIG-Kursen in unterschiedlichen Städten teil. Die Kurse umfassen regelmäßige Indoor- und Outdoor-Bewegungsangebote, Schwimmkurse, Workshops (zum Beispiel zu gesunder Ernährung, Stressmanagement) sowie Aktivitäten mit sozialem Charakter (zum Beispiel Frauenfrühstück, Planungsgruppen). Während einige Frauen nur als Teilnehmerinnen in den Bewegungsangeboten aktiv sind, sind andere seit vielen Jahren Trainerinnen im Programm und bieten ihre eigenen Bewegungskurse an (zum Beispiel Schwimmkurse, Tanzkurse, Nordic Wal-

king). Andere Frauen unterstützen das Programm sogar ehrenamtlich, indem sie bei der Planung sozialer Aktivitäten für Frauen helfen.

Basierend auf ihren Erfahrungen mit den vielfältigen Angeboten des BIG-Programms sollten die Frauen für beinahe zwei Jahre als Teil des Forschungsteams arbeiten. Für ihre Einbringung im Projekt wurde mit dem Department für Sportwissenschaft und Sport der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, welcher die Studie leitete, ein entgeltlicher Vertrag über diesen Zeitraum abgeschlossen. Unterstützt von Wissenschaftlerinnen sollten die Frauen ein Produkt entwickeln, das ihre Wahrnehmung des BIG-Programms widerspiegelt und verdeutlicht, warum BIG aus ihrer Perspektive besonders ist. Die beteiligten Wissenschaftlerinnen strebten danach, die Frauen aktiv in das Projekt einzubeziehen, sie in alle Entscheidungen einzubinden und in jeder Situation als Gruppe Übereinstimmung zu erzielen (Wright et al., 2010). Denn es war nicht die gemeinsame Aufgabe der Frauen und Wissenschaftlerinnen, sondern die Verantwortung lag allein bei den Frauen. Die Wissenschaftlerinnen planten die Frauentreffen und machten Vorschläge für die Agenda, doch wurden alle Entscheidungen bezüglich der Aufgabe von den Frauen getroffen. Da die Forscherinnen nicht viel darüber wussten, wie die reale Welt dieser Frauen aussieht, wie ein BIG-Bewegungskurs abläuft oder inwiefern BIG ihr Leben beeinflussen kann, war den Frauen die Freiheit überlassen, unterschiedliche Facetten des BIG-Programms aufzuzeigen. Dadurch bestand auch die Möglichkeit, Potenziale zur Verbesserung des BIG-Programms auszuloten.

Die erste gemeinsame Entscheidung der Frauen wurde über die Art des Evaluationsprodukts getroffen. Die Entscheidung fiel auf die Erstellung eines Filmes über BIG, der die langfristigen Auswirkungen von BIG auf die teilnehmenden Frauen zeigen sollte.

3. Die autoethnografische Perspektive

In dem folgenden Text werden meine persönlichen Erzählungen als Forschende in dem partizipativen Evaluationsprojekt, NU-BIG, beschrieben, in dem ich von November 2021 bis Sommer 2023 gemeinsam mit den Frauen an der Projektaufgabe gearbeitet habe. Die Darstellung der Zusammenarbeit und der damit verbundenen Handlungen und Entscheidungen erfolgt in chronologischer Reihenfolge.

Der Anfang der partizipativen Arbeit

Als im November 2021 die Zusammenarbeit begann, beschäftigte mich vor allem das Stereotyp dieser Zielgruppe und die Frage danach, wer die Teilnehmerinnen sind und warum sich jede von ihnen in einer schwierigen Lebenslage befand. Einige von ihnen hatten aufgrund ihres Migrationshintergrunds Sprachschwierigkeiten, andere waren möglicherweise arbeitslos und/oder nicht gut an ihrem Wohnort integriert. Für die anstehende partizipative Zusammenarbeit machte ich mir Gedanken darüber, ob ich diese Charakteristika berücksichtigen muss. Ich nahm mir vor, besonders darauf zu achten, dass ich mit dem, was ich sage oder tue, keine Missverständnisse erzeuge. Durch den Begriff »Frauen in schwierigen Lebenslagen« erschienen mir diese Frauen zunächst vulnerabel

zu sein. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unvorbereiteter fühlte ich mich für diese Art der Forschung. Ich war unsicher, ob ich dafür geeignet bin und überlegte, mich in die Literatur zu sozialer Arbeit mit vulnerablen Bevölkerungsgruppen einzulesen. Aber auch darauf war ich nichtvorbereitet, denn dies hatte ich nicht als meine Aufgabe im Projekt betrachtet. Ich musste diese Gedanken wegschieben, denn sie bereiteten mir zu viele Sorgen. Schließlich entschied ich mich, all diese Stereotype über die Frauen zu vergessen und diese einfach als diejenigen zu betrachten, mit denen ich in den nächsten zwei Jahren zusammenarbeiten sollte. Nachdem ich das für mich akzeptiert hatte, fiel ein Teil des Drucks von mir ab. Als ich die sechs Frauen kennenlernte und feststellte, dass sie, wie ich, einfache Frauen waren, war das Gedankenkarussell erst einmal beendet.

Im Verlauf des Projekts wurde ich jedoch daran erinnert, dass sie als Frauen in schwierigen Lebenslagen galten. Es gab viele Situationen, in denen ich ihre Reaktionen (z.B. Weinen, Desorientierung und Verwirrung, sowie zusammenhanglose Äußerungen) hinsichtlich bestimmter Themen nicht verstehen konnte. Oft musste ich persönliche Gespräche mit den Frauen führen, um herauszufinden, warum sie in einer bestimmten Situation sehr emotional reagiert hatten – z.B. weil eine Projektaufgabe negative Erinnerungen wachgerufen hatte. Diese Gespräche ermöglichten es mir, mich in sie hineinzusetzen, ihre Reaktionen zu verstehen und in Bezug auf einige Themen vorsichtiger zu sein. Das war jedoch keine leichte Aufgabe, denn ich hatte bis dahin gedacht, meine Rolle sei es, die Zusammenarbeit der Frauen zu koordinieren und ihre Treffen zu moderieren. Ich fühlte mich nicht bereit, eine persönliche Beziehung mit den Frauen aufzubauen und in Gesprächen über ihr Leben die Rolle einer Therapeutin, Psychologin oder eines Coaches für Teambuilding zu übernehmen. Ich spürte den Druck und die innere Verpflichtung, diese strategisch wichtigen Gespräche zum Aufbau eines Vertrauensverhältnisses führen zu müssen, damit die Frauen positiv und motiviert im Projekt blieben. Das waren die Momente, bei denen ich mich auf die partizipative Forschung, diese Art der Zusammenarbeit und die Implikationen, die damit einhergehen, nicht ausreichend vorbereitet fühlte, da ich mehr investieren musste als das, was ich ursprünglich von meiner Aufgabe im Projekt erwartete.

Die ersten drei Besprechungen mit den Frauen hinsichtlich der anstehenden Aufgabe fanden online statt, da wir Ende 2021 noch in der Pandemiezeit waren. Für mich als Wissenschaftlerin und für andere Berufstätige, die viel am Computer arbeiten, zahlreiche Online-Besprechungen haben und dadurch technisch versiert sind, hatten solche Online-Treffen Vorteile. Ich musste nicht mehr viel reisen, um vor Ort an Besprechungen und Konferenzen für ein paar Stunden teilzunehmen – das konnte ich bequem von der Arbeit oder von zu Hause aus erledigen. Aber das galt nicht für die am Projekt beteiligten Frauen. Obwohl die meisten auch berufstätig waren, bestand kein oder nur ein geringer Teil ihrer Aufgaben in der Arbeit an einem Computer. Vor den Treffen habe ich telefonisch mit den Frauen gesprochen, um sicherzustellen, dass meine Einladungsschreiben mit den Zugangsdaten für die Online-Besprechungen angekommen waren. Die Frauen freuten sich auf die Treffen, denn sie waren motiviert mit unserem Projekt zu starten.

In unserem ersten Online-Treffen allerdings schienen sie überfordert mit der Technik und der Vorgehensweise zu sein (z.B. dem Stummschalten, dem Ein- und Ausschalten der Kamera, dem Führen von Gesprächen in virtuellen Kleingruppen). Teilweise schienen sie auch unsicher zu sein, wann sie in solch einem Format reden

dürfen oder wie sie an die Dialoge anknüpfen sollten. Ich hatte das Gefühl, dass sie nicht nur das Format unseres Treffens, sondern auch diese Art der digitalen Arbeit und Kommunikation als anstrengend empfanden. Zwei der Frauen entschieden sich dafür, sich nur mit Audio für das geplante ein- bis zweistündige Gespräch einzuschalten. Die parallele Verfolgung meiner Präsentation auf dem Bildschirm und meiner Stimme erforderte von ihnen zu viel Konzentration und Energie, weshalb es für sie nicht möglich war, sowohl mit Video als auch mit Audio teilzunehmen. Für mich war es ebenfalls herausfordernd die Übersicht über die Reaktionen aller Frauen zu behalten, insbesondere über die beiden, die nur per Audio teilnahmen. Ich musste sie mehrmals fragen: »Kannst du mir folgen? Hast du Fragen dazu?« Als Wissenschaftlerin dachte ich, dass die Präsentation notwendig sei, um nötige Kenntnisse zu vermitteln damit die Teilnehmerinnen alles verstehen. Wie mochte es für die Frauen sein? Könnte es für sie möglicherweise einfacher sein, ohne Präsentation zu arbeiten? Es war erschöpfend, mir so viele Fragen zu stellen, mich in die Lage der Frauen zu versetzen und nach Antworten zu suchen. Denn obwohl ich mich sorgfältig auf diese Online-Treffen vorbereitet und sie im Einvernehmen mit den Frauen geplant hatte (bezüglich des gewünschten Tages, der Uhrzeit und des Inhalts des Treffens), hatte ich nicht bedacht, dass diese Online-Meetings für sie so anstrengend sein könnten. Es machte mich in gewisser Weise betroffen, dass sie möglicherweise nach den anstrengenden Online-Meetings erschöpft waren und der restliche Tag für sie beeinträchtigt war. Auch für mich war dies während des Treffens sowie im Anschluss an das Gespräch der Fall, obwohl ich mich mit der Technik besser auskannte. Denn die ersten beiden Online-Treffen waren intensiv. Neben den Herausforderungen mit der Technik kam die Vorstellung der Aufgabe hinzu. Die Frauen stellten viele Fragen, mussten Ideen entwickeln, brainstormen und sich abstimmen, wie sie ihre Perspektive darstellen wollten. Die Frauen schlugen vor Sportartikel mit dem BIG-Logo anzuschaffen, einen BIG-Podcast oder eine Radiosendung zu erstellen. Auf meine Frage, welche dieser Optionen am besten zeigen könnte, wie besonders das BIG-Bewegungsprogramm für sie ist, beschlossen sie gemeinsam einen Film über BIG zu drehen.

Als Moderatorin habe ich besonderes darauf geachtet, dass jede Frau die Möglichkeit hatte, ihre Meinung zu äußern, Ideen einzubringen und bei allen Entscheidungen mitzubestimmen. Ich habe mehrmals betont, dass sie die Freiheit hätten, selbst zu entscheiden, was sie machen möchten. Dies würde von der Universität finanziert und falls erforderlich, stünde ihnen sogar die Unterstützung verschiedener Expert*innen zur Verfügung. Aus meiner Sicht trug dies wesentlich dazu bei, dass die Frauen sehr entschlossen in ihrer gemeinsamen Entscheidung waren, einen Film zu drehen.

Allerdings erhielt ich kurz nach dem zweiten Online-Treffen mehrere Rückmeldungen von den Frauen. Sie äußerten Zweifel darüber, ob die Realisierung eines Filmes trotz der gemeinsamen Entscheidung gelingen würde. Einerseits schrieben sie dies dem Online-Format der Treffen zu, das die Entwicklung einer Gruppendynamik erschweren würde. Die Frauen waren mit dieser digitalen Art der Zusammenarbeit nicht vertraut, fühlten sich dabei unwohl und hatten das Gefühl, keinen wirklichen Zugang zu den anderen zu finden. Mein Eindruck war, dass aufgrund des Online-Formats die Vorfreude auf das nächste Treffen eher begrenzt war. Andererseits könnte dies auch an der gemeinsamen Entscheidung gelegen haben, einen Film zu drehen. Auch wenn die

Frauen bei der Entscheidung sehr entschlossen waren, hatten sie Bedenken, da ihnen die technischen Fähigkeiten für einen Filmdreh fehlten. Auch vor dem Hintergrund der Unterstützung durch eine Fachperson, war das Thema Medien für die meisten Teilnehmerinnen mit Angst verbunden. Damals war ich irritiert und verstand die Reaktion der Frauen nicht. Sie hatten gemeinsam eine Entscheidung getroffen, schienen dabei entschlossen zu sein, aber im Nachhinein, in Einzelgesprächen, kritisierten sie diese. Ich suchte Rat bei meinen Kolleg*innen, denen das BIG-Projekt vertraut war. Sie empfahlen mir, mit den Frauen erneut zu reden und in der Gruppe offen über ihre Bedenken und Anregungen zu diskutieren. Ich fühlte mich erschöpft von der konstanten Unsicherheit, ob ich der Komplexität dieser Zusammenarbeit und meine Rolle darin bewältigen könne.

Diese Gedanken haben mich in den Tagen nach den Treffen stark beschäftigt, sodass ich mich entschied, nochmals das Gespräch mit den Frauen zu suchen. Also telefonierte ich einzeln mit ihnen. In diesen Gesprächen äußerten sie erneut den Wunsch, den BIG-Film zu drehen, jedoch mit Unterstützung einer Fachperson. Dafür erschien es ihnen notwendig, sich persönlich zu treffen, nicht nur für ein zweistündiges Gespräch, sondern vielleicht sogar über zwei Tage. Sie bevorzugten den Zeitraum von Freitag bis Samstag, damit am Freitagabend eine soziale Aktivität unternommen werden konnte. Dies erschien uns allen auch für die Zusammenarbeit wichtig.

Was ist meine Rolle hier?

Die Frauen wünschten sich also, sich vor Ort zu treffen und keine Online-Gespräche mehr zu führen. Im März 2023, sobald es die Pandemie erlaubte, trafen wir uns in Präsenz. Mir erschien das entscheidend, um an der Gruppendynamik zu arbeiten und gleichzeitig die Erstellung des Films voranzutreiben. Ich organisierte das Treffen bis ins kleinste Detail gemäß ihren Wünschen, einschließlich gutem Essen, einem ruhigen Raum an der Universität, einer umfassenden Präsentation mit unterhaltsamen Aufgaben für die Frauen und sogar einem Abendprogramm. Die Frauen kamen zusammen, saßen im Kreis, schauten auf meine Präsentation, reagierten nicht auf meine Frage nach möglichen Titeln für den Film und machten den Eindruck, als würden sie denken: »Sind wir jetzt fertig, Frau Lehrerin? Können wir jetzt nach Hause gehen?« Dann traf mich der folgende Satz besonders hart: »Vielleicht sollten wir keinen Film mehr machen, wir können das nicht, und die vorhandenen Werbefilme über BIG sind einfach zu gut, um das toppen zu können!« Ich hatte gedacht, dass alle damaligen Zweifel überwunden worden wären, aber jetzt fühlte ich mich, als ob wir uns im Kreis gedreht hätten, weil der Film wieder in Frage gestellt wurde. Ich fragte mich, ob dies geschehen war, weil ich nach einem passenden Werbeslogan für den Film gefragt hatte. War das einfach zu viel? Ich fühlte mich hilflos und konnte die Reaktionen der Frauen nicht wirklich verstehen. In diesem Moment habe ich mich gefragt, ob es möglicherweise an meiner Vorgehensweise gelegen habe. Ich entschied mich für eine Pause, um für ein paar Minuten aus dem Raum zu gehen. Dabei habe ich mich ernsthaft gefragt, wie diese Art von Forschung funktionieren solle.

Ich wollte es aber noch einmal versuchen. Fünf Minuten später ging ich zu den Frauen, um das weitere Vorgehen gemeinsam zu planen. Im Raum war niemand mehr, alle

waren draußen. Dort hatten sich mehrere Frauen Zigaretten angezündet. Sie unterhielten sich über das, was ich davor im Raum alles gefragt hatte und entwickelten tatsächlich Ideen für den geplanten Film. Spätestens als sie über die Besonderheiten des BIG-Bewegungsprogramms sprachen und wie tolles an ihrem Standort umgesetzt wird, wurde mir klar, dass ich mir Schreibzeug nehmen und das ganze Gespräch dokumentieren musste. Ich schickte meine Hilfskraft, die für die Protokollierung des Treffens zuständig war, nach Hause, denn ab jetzt moderierte ich das Treffen nicht mehr. Ich nahm eine passive Rolle ein. Ich durfte dabei sein, aber so wie es die Frauen wollten, bei einem Kaffeekränzchen und nicht in der Form eines »Schulunterrichts« mit Power-Point-Präsentation. Die Treffen fanden von diesem Zeitpunkt an draußen beim Kaffeetrinken und Rauchen statt. Die Frauen unterhielten sich, planten und ich durfte zuhören und aufschreiben. Mir wurde bewusst, welche neue Rolle ich in diesem Projekt einnahm – ich nahm an *ihrer* Welt teil statt sie an *meiner* akademischen Arbeit teilhaben zu lassen, die von steifen Power-Point-Präsentationen und strukturierten Abläufen geprägt war. Sie hatten einen Raum geschaffen, der eher einer alltäglichen Situation ähnelte, in der sie sich wohler fühlten und somit möglicherweise besser miteinander interagieren konnten. Denn am Ende des zweitägigen Treffens hatten die Frauen bereits eine Übersicht ausgearbeitet, der beschrieb, was das BIG-Bewegungsprogramm in den verschiedenen Städten ausmacht und hatten Ideen entwickelt, wie dies im Film dargestellt werden sollte. Ein Board voller Notizen war entstanden und sie planten beim nächsten Treffen daran anzuknüpfen. Das Ziel des Treffens, nämlich die Weiterplanung des Films, wurde erreicht, jedoch nicht in der systematischen Reihenfolge, die ich geplant und mir vorgestellt hatte. Stattdessen bestimmten die Frauen das Tempo, den Inhalt und die Schritte der Arbeit. In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich an den Spruch: »Alle Wege führen nach Rom!«. Ich reflektierte darüber, dass bei den von mir moderierten Treffen oft ein Schritt nach vorne und zwei Schritte nach hinten gemacht wurden. Wenn jedoch die Frauen das Geschehen moderierten, bewegte sich das Projekt in ihrem Tempo voran, wobei die Schritte sicher und stabil waren. Als ich dies erkannte, war ich erst frustriert, denn ich dachte, meine Moderation wäre nicht angemessen gewesen. Heute weiß ich jedoch, dass die Online-Treffen erforderlich waren, damit die Frauen die Aufgabe verstehen, ihre Rolle definieren und einnehmen und als Gruppe arbeiten zu können.

»Ab jetzt können wir nur mit professioneller Unterstützung weitermachen«

Die vielen konkreten Ideen für den Film, einschließlich der Szenen und ihrer Drehorte, sollten bald umgesetzt werden. Es wurde deutlich, dass die Frauen die Unterstützung einer Fachperson brauchten, die sich mit dem Dreh von Szenen und dem Schneiden von Filmen auskennt. Diese Person sollte, wenn möglich, an die jeweiligen Standorte fahren und die Frauen in unterschiedlichen BIG-Kursen (z.B. beim Schwimmen, Yoga, Nordic Walking usw.) beim Filmen unterstützen. Nach einigem Suchen hatte ich eine passende Person gefunden. Diese Person hatte viel Erfahrung mit ähnlichen Medienprojekten und der Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Gruppen wie Kleinkindern, älteren Menschen usw. und schien perfekt in unser Projekt zu passen. Ich war begeistert und erzählte den Frauen davon. Doch dann stellten sie mir die Frage: »Ist diese Person eine Frau oder ein Mann? Denn BIG ist ein Programm von Frauen für Frauen, also kann nur eine Frau

bei uns mitmachen!« Diese Person definierte sich jedoch als genderneutral. Die Thematik der Geschlechtsidentitäten ist in der Öffentlichkeit ohnehin aufgeladen. Wenn man sich als genderneutral identifiziert, trifft man nicht nur auf Akzeptanz. Zu diesem Zeitpunkt war ich also mit der Herausforderung konfrontiert, das kontroverse Thema der Genderneutralität im Projekt anzusprechen. Ich hatte Bedenken, wie die Frauen darauf reagieren würden. Die verschiedenen Ansichten zur Zusammenarbeit mit einer genderneutralen Person müssten dann diskutiert und geklärt werden. Ich fragte mich: Was, wenn die Meinungen so stark voneinander abweichen, dass es zu einem Konflikt zwischen den Frauen führen und die bestehende Gruppendynamik darunter leiden würde? Ich muss zugeben, es fühlte sich zu riskant an und ich hätte das Thema gerne vermieden.

Die Frauen hörten aber nicht auf zu fragen und mir wurde klar, dass sie sich eine weibliche Person wünschten. Ihre Bedenken waren auch insofern berechtigt, weil bei allen BIG-Kursen, egal ob Schwimmkurs, Pilates- oder Yoga-Kurs, nur Frauen erlaubt waren. Glücklicherweise klärte sich das Thema von selbst, da die Fachperson bereits von sich aus erklärte, sich den Frauen als PädagogIN für Medienkompetenz vorstellen zu wollen. Mit der Einordnung war das Thema für die Frauen abgeschlossen, aber es hat mich bis zum Ende des Projekts beschäftigt und nicht losgelassen. Hätte ich den Frauen gegenüber vielleicht transparenter sein sollen oder wäre in dem Fall zu viel Ehrlichkeit riskant gewesen? Mein Gefühl oder vielleicht auch meine Vorurteile, sagten mir, dass das Thema für die meisten Frauen, insbesondere diejenigen, die Kopftuch tragen und dem islamischen Glauben angehören, ein Tabu sein könnte. Ich suchte Rat bei meinen Kolleg*innen, die mit dem BIG-Projekt vertraut waren und sie bestärkten mich in meiner Einschätzung, das Thema lieber nicht anzusprechen. Haben wir vielleicht alle den Frauen dabei etwas unterstellt, sie unterschätzt? War ich vielleicht zu stark von einer bestimmten Vorstellung von den Frauen geprägt, sodass ich nicht einmal kurz darüber nachgedacht habe, dass das Thema für sie vielleicht doch interessant sein könnte und sie mehr darüber erfahren wollten? Aber wenn ich das Thema in der Gruppe angesprochen hätte, welche Rolle hätte ich dann einnehmen müssen? Hätte ich diese Gespräche moderieren müssen oder hätte ich eher eine passive Rolle eingenommen? Es bereitete mir Unbehagen, mich möglicherweise dabei auch positionieren zu müssen und vielleicht, falls einige Frauen meiner Ansicht nicht zugestimmt hätten, deren Vertrauen zu verlieren.

Damals, aber auch heute noch, durchlebe ich eine Achterbahn der Gefühle in Bezug auf dieses Thema, das ich von den Frauen ferngehalten habe. Es beschäftigt mich weiterhin und ich denke darüber nach, was ich anders hätte machen sollen. Die gesamte Situation, meine Gedanken zum Thema und meine Rolle im Projekt belasteten mich. Ich wurde mit Aufgaben und Entscheidungen konfrontiert, die mir zu Beginn nicht bewusst waren. Ich war und bin unsicher, ob alles, was ich tat und die Entscheidungen, die ich traf, richtig waren. Ich weiß nicht, ob ich meine Rolle im Projekt mit all seiner Komplexität angemessen ausfüllen konnte.

Vor dem Treffen in Präsenz, bei dem die medienpädagogische Person dabei sein sollte, war ich besonders aufgeregt und gestresst. Nicht mehr aufgrund des Themas der Genderneutralität, sondern eher aufgrund der Zusammenarbeit. Jetzt, da die Gruppendynamik zwischen den Frauen einigermaßen stimmte, kam eine weitere Person dazu, um den Frauen Medienkompetenzen beizubringen. Meine größte Sorge war, ob diese Person von

den Frauen akzeptiert werden würde und ob die Zusammenarbeit funktionieren würde. Ich kannte die Situationen, in denen ich Aufgaben vorbereitet hatte und dennoch keinen Zugang zu den Frauen bekam – entweder, weil das Format der Treffen zu starr für sie war oder meine Präsentation zu belehrend wirkte. Die Vorstellung, dass das Treffen mit der Medienpädagogin nicht gut verlaufen würde, hat mich sehr belastet.

Das Treffen begann und im ersten Schritt sollte die Medienpädagogin den Frauen die Angst vor der Technik nehmen. Sobald alle Fragen der Frauen geklärt waren, sollten die Frauen Kompetenzen vermittelt bekommen, verschiedene Aufnahmeperspektiven ausprobieren und selbst Szenen drehen. All das sollte mit ganz einfachen iPads und deren Foto- und Videofunktion geschehen. Das Treffen dauerte mehrere Stunden an einem Freitagnachmittag. Alle entstandenen Bilder und Videoaufnahmen haben wir uns gemeinsam angeschaut. Alle waren begeistert und besonders ich selbst, denn die Frauen haben kreative Ideen gehabt und diese sofort umgesetzt. Am Ende waren wir alle erschöpft, aber glücklich. Die Medienpädagogin verabschiedete sich von uns. Beim Abendessen haben alle Frauen von der Medienpädagogin geschwärmt, sie wollten nicht mehr ohne ihre Unterstützung arbeiten. Das war ein äußerst positives Zeichen für die zukünftige Zusammenarbeit, endlich schien das Projekt gut zu funktionieren.

Jetzt drehen die Frauen die Filmszenen »auf eigene Faust«

Es folgten die Drehtage, die an vier verschiedenen Standorten realisiert wurden, an denen die Frauen an BIG-Bewegungskursen teilnehmen. Die Frauen haben angedeutet, dass sie diesbezüglich etwas aufgeregt waren. Obwohl sie zuvor an dem Workshop zu Medienkompetenzen teilgenommen hatten, waren sie noch skeptisch ob sie das Drehen beherrschten. Die Medienpädagogin ging zu den vereinbarten Drehorten, um die Frauen bei den geplanten Szenenaufnahmen zu unterstützen. Ich war also gespannt darauf, wie die Zusammenarbeit beim Drehen funktionieren würde, aber auch darauf, inwieweit sich die Frauen trauen würden, die Gerätschaften zu bedienen, selber zu filmen oder sich sogar vor der Kamera zu präsentieren und über ihre Erfahrungen zu sprechen. Ich habe nur die Kommunikation zwischen den Trainerinnen vor Ort, den Frauen und der Medienpädagogin initiiert, war beim Drehen aber selbst nicht dabei. Ich habe mich weitgehend zurückgehalten, sodass ich am Ende nur per E-Mail die zusammengestellten Mini-Filme erhalten habe. Aus diesen konnte ich entnehmen, dass die Drehtage gut verlaufen sind, da die Szenen vielfältig waren. In diesen erzählten die Frauen, aber auch andere Teilnehmerinnen, in welcher Hinsicht BIG ihr Leben positiv beeinflusst hat – beispielsweise durch eine bessere Integration am Wohnort und erweiterte soziale Netzwerke. Genau das war das Ziel dieser partizipativen Untersuchung des BIG-Programms: Zu zeigen, wie BIG an verschiedenen Standorten umgesetzt wird und warum es besonders für die Frauen ist – und dies aus der Perspektive der Frauen.

Einige Zeit später erzählte mir die Medienpädagogin, dass sie an zwei Standorten dabei gewesen sei und die Dreharbeiten koordiniert habe, aber dass die meisten Aufnahmen von den Frauen selbst gemacht worden seien. Sogar andere Frauen, die am BIG-Programm teilnahmen, hätten gefilmt. Einige hätten die Gruppe hinter der Kamera unterstützt (z.B. bei der Vorbereitung der Räumlichkeiten) und einige Frauen hätten unbedingt vor der Kamera stehen und von ihren Erfolgserlebnissen mit BIG berichten wol-

len. Ich war erstaunt, denn es schien, als ob ein Befähigungsprozess in Bezug auf Medienkompetenzen stattgefunden hätte und die Entwicklung der Frauen, von Angst und unsicherem Umgang mit den Medien bis hin zum eigenständigen Drehen, war deutlich sichtbar. Dies erfüllt mich mit Stolz für sie und für unsere gemeinsame Arbeit. Es stellte eine Art Belohnung für die Ausdauer der Gruppe, die Motivation aller Beteiligten und die gesamte Energie dar, die in das Projekt investiert worden war. Was mich als Wissenschaftlerin betrifft: Endlich musste ich mich nicht mehr fragen, ob meine Vorgehensweise in diesem partizipativen Projekt angemessen war, wie ich es zu Beginn des Projekts immer wieder getan hatte. Die Erfolge waren nun greifbar und es bereitete mir Freude, die positive Entwicklung zu sehen. Dies ließ all die Turbulenzen und die Frustration zu Beginn des Projekts verblassen.

Die Frauen wollen weitermachen und mehr lernen

Nach den Drehtagen an den vier BIG-Standorten wurden die Mini-Filme zusammengestellt. Im Sommer 2023 hatten wir einen vollständigen 15-minütigen Film über BIG in finaler Form. Die Frauen hatten die Inhalte des Films bestimmt, sich Gedanken über Übergangs- sowie Intro- und Outro-Szenen gemacht und diese teilweise in einem zusätzlichen Treffen selbst gefilmt. Die Bearbeitung sowie die Unterlegung mit Musik wurden von der Medienpädagogin durchgeführt. Wir hatten unsere Aufgabe abgeschlossen, aber die Frauen entwickelten nun ein verstärktes Interesse und wollten weiter dazulernen. Es schien, als hätten sie ihre Unsicherheiten in Bezug auf Medien überwunden und als fühlten sie sich versierter im Umgang mit Technik. Die Funktionen für Bilder und Videos auf ihren Handys beherrschten sie nun einwandfrei und durch die erlernten Techniken und Aufnahmeperspektiven konnten sie beeindruckende Ergebnisse erzielen. Wenn wir mehr Zeit im Projekt gehabt hätten, hätten sie sich gewünscht, die Bearbeitung der Szenen selbst in die Hand zu nehmen. An eines der letzten Treffen erinnere ich mich sehr genau: Eine Frau erklärte den anderen in der Gruppe, was die Broadcast-Funktion in WhatsApp bewirkt, nämlich, dass man eine Nachricht an viele Leute aus der Kontaktliste schicken kann, ohne dass die anderen sehen, an wen sie sonst noch geschickt wurde. Die Reaktion der anderen Frauen war ein langes »Aha!«. Heute erhalte ich wöchentlich Naturbilder von einer der Frauen und zwar über die Broadcast-Funktion.

Das Projekt wurde zum Ende des Sommers 2023 für die Frauen abgeschlossen. Bei einem Sommerfest, an dem ungefähr 150 Teilnehmerinnen von verschiedenen BIG-Standorten teilnahmen, haben wir den Film das erste Mal zusammen angesehen. Einige Frauen haben geweint, da der Film stellenweise emotional war, aber an anderen brachte er die Frauen auch zum Lachen. Für die BIG-Koordinatorinnen war es großartig, so viel positives Feedback von den Frauen zu hören und zu erfahren, wie gut das Projekt bei ihnen angekommen ist.

Was mich betrifft, so war ich stolz darauf, was wir gemeinsam geschaffen hatten. Zu sehen, wie wir alle – die Frauen und ich als Wissenschaftlerin – zunächst verletzlich und verunsichert begannen, zwischendurch überfordert und unsicher waren, um nun am Ende so viel voneinander zu lernen und den Filmdreh, die Projektarbeit sowie die partizipative Forschung zu bewältigen, war erstaunlich. Der Film ist für mich trotzdem auch eine Art offene Wunde, denn er erinnert mich auch an meine Erfahrungen in der

Feldforschung, die von Frust, Unsicherheit und Zweifeln bezüglich der eigenen Rolle, vielen unbeantworteten Fragen hinsichtlich des »richtigen« Verhaltens und einer Zerrissenheit zwischen persönlichem Leben und wissenschaftlicher Tätigkeit geprägt waren.

4. Reflexionen über die Projektarbeit

Anhand des partizipativen Evaluationsprojekts NU-BIG lassen sich zwei wesentliche Aspekte identifizieren, die sich zu analysieren lohnen: Zum einen tauchen ethische Fragestellungen auf, mit denen Forschende bei der Durchführung partizipativer Forschung konfrontiert werden. Andererseits treten praktische Herausforderungen im Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Tätigkeiten auf, die ebenfalls gelöst werden müssen. Die autoethnografische Perspektive ermöglicht es in diesem Kontext, die Forschenden in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen und dabei deren Handlungsweisen im Feld zu untersuchen. Im Folgenden werden einige dieser Herausforderungen beschrieben und kritisch eingeordnet.

Stereotyp der Zielgruppe – voreilige Urteile

Im ersten Aspekt geht es um voreilige Urteile, die wir als Forschende in Bezug auf die Zielgruppe treffen, mit der wir im partizipativen Projekt arbeiten werden. Fördergeldgebende fordern eine klare Definition der Zielgruppe, da sie beispielsweise Mittel für Projekte bereitstellen, die sich an vulnerable Bevölkerungsgruppen richten. Unsere Forschung beginnt daher damit, viel über die Zielgruppe zu erfahren und diese mithilfe grundlegender Fragen zu definieren, wie »Wer sind sie?«, »Was kennzeichnet sie?« oder »Wo kann man sie treffen?«. Als Forschende bemühen wir uns, diese Fragen zu beantworten, indem wir uns eingehend mit den Charakteristika der Zielgruppe auseinandersetzen. Dabei besteht die Gefahr, voreilige Annahmen über die Zielgruppe zu entwickeln bevor persönliche Erfahrungen mit ihnen gemacht werden. Dies kann dazu führen, dass wir diese Personen als »speziell« betrachten, ihnen bestimmte Eigenschaften zuschreiben und wir bei der Begegnung mit ihnen nicht unvoreingenommen sind. Die Forschenden sollen die teilnehmenden Personen jedoch in die Forschungsprojekte einbeziehen und über eine längere Zeit gemeinsam mit ihnen arbeiten, vorzugsweise ohne durch Vorurteile beeinträchtigt zu sein (Gustafson & Brunger, 2014). Das Handeln der Forschenden kann aber in gewissem Maß von ihren vorgefassten Vorstellungen geprägt sein, was dazu führen kann, dass der Austausch mit den Co-Forschenden nicht auf Augenhöhe stattfindet.

In dem partizipativen NU-BIG Vorhaben ist mir als Wissenschaftlerin der Projektstart nicht gelungen. Es ist durchaus möglich, dass meine Herangehensweise gegenüber den Frauen anders gewesen wäre, wenn mich nicht zu Beginn des Projekts das Stereotyp »vulnerabler Frauen« bzw. »Frauen in schwierigen Lebenslagen« begleitet hätte. Hätte ich diese Frauen für meine Nachbarinnen gehalten – also einfach Menschen, von denen ich außer ihren Namen nicht viel weiß – hätte sich mein Handeln möglicherweise verändert und ich wäre offener auf sie zugegangen. In den Gesprächen mit ihnen wäre ich wahrscheinlich lockerer und entspannter gewesen. In diesem Fall hätten weniger Infor-

mationen über die Zielgruppe dazu geführt, dass ich ohne vorgefasste Vorstellungen an die Interaktion herangegangen wäre und erst einmal versucht hätte zu verstehen, wen ich da vor mir habe.

Die Anforderung der Fördergeldgeber, die Zielgruppe zu definieren, kann dazu führen, dass eine gewisse Voreingenommenheit entsteht. Dadurch besteht die Gefahr, dass unsere vorgefassten Vorstellungen unseren Forschungsprozess beeinflussen. Als das Thema Geschlechtsneutralität und nicht-binäre Verständnisse von Geschlecht im NU-BIG Projekt auftauchten, neigte ich aufgrund der zu Beginn festgelegten Kriterien und darin implizierten Stereotype dazu, ein Vorurteil darüber zu entwickeln, wie die Teilnehmerinnen auf dieses Thema reagieren könnten. Unsere Handlungen im Projekt orientierten sich dementsprechend daran. So traf ich beispielsweise die bequeme Entscheidung, dieses Thema nicht mit den Frauen zu besprechen und aus dem Projekt fernzuhalten. Mein Denken war durch die Annahme geprägt, dass sich die Frauen aufgrund ihres Glaubens oder ihrer Bildungsferne unwohl dabei fühlen könnten, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Warum hatte ich dieses Bild im Kopf und nicht das Bild einer modernen Frau, die einen breiteren Blick auf gesellschaftliche Fragen hat und offen für derartige Diskussionen ist? Mein Handeln wurde durch die Annahme beeinflusst, dass ich in diesem Projekt mit einer spezifischen vulnerablen Zielgruppe arbeite, wodurch ich die Diskussion bestimmter Themen als ungeeignet erachtete.

Es stellt sich somit die ethische Frage, wie oft es in partizipativen Forschungsprojekten vorkommt, dass durch die Konzeptualisierung von Verwundbarkeit/Vulnerabilität (z.B. anhand von Migrationshintergrund, Haushaltseinkommen, Bildungsgrad) die Integrität partizipativer Forschung und die Würde der im Prozess eingebundenen Einzelpersonen beeinträchtigt wird. Wie oft liegt unserer Arbeit als Forschende die Annahme zugrunde, dass Personen vulnerabel seien und eine Art »Schutz« vor bestimmten Themen benötigten, anstatt sie als echte Co-Forschende zu betrachten und in kritische Diskussionen einzubinden? In den letzten Jahrzehnten hat es zahlreiche Kritik am Konzept der Vulnerabilität in der Forschungsethik gegeben, insbesondere daran, dieses zur Beschreibung einer Gruppe zu verwenden und sie damit auf die eine oder andere Weise als marginalisiert zu bezeichnen (Gustafson & Brunger, 2014). Dennoch ist es in der Wissenschaft immer noch notwendig, Adressaten von Forschungsprojekten ein Etikett zuzuweisen und sie auf eine bestimmte Art und Weise zu kategorisieren. Anderenfalls erfüllen diese Projekte nicht die Kriterien der Fördergebenden, beispielsweise wenn Mittel für Projekte zu spezifischen Themen oder Zielgruppen vergeben werden. Auch wenn die Forderung nach einer klaren Definition der Zielgruppe durch die Fördergeber ihre Berechtigung hat, ist es dennoch wichtig, Strategien für Forschende zu definieren, die ihnen helfen, in ihrer Arbeitsweise bei partizipativen Projekten frei von Stereotypen denken, fühlen und handeln zu können.

Grenzen der Partizipation

Es treten weitere praktische Herausforderungen im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Tätigkeit in einem partizipativen Projekt auf.

Das NU-BIG Projekt zielte auf eine umfangreiche Evaluation des BIG-Bewegungsprogramms ab, einerseits anhand qualitativer und quantitativer Forschungsdaten,

andererseits aber auch durch eine partizipative Vorgehensweise. Frauen aus der Zielgruppe sollten ihre Perspektive auf die Auswirkungen des Bewegungsprogramms darstellen (Abu-Omar et al., 2021). Diese Projektziele waren im Projektantrag formuliert, jedoch hatten die Frauen keinen Einfluss auf diese Forschungsziele, die Fragestellung oder das Forschungsdesign. Dies ist ein Widerspruch in sich. Einerseits ist gemäß der partizipativen Forschung die Einbindung der Zielgruppe in die Gestaltung der Forschung ein wesentlicher Bestandteil des Forschungsprojekts (Hartung et al., 2020). Andererseits verlangen die Richtlinien der Fördergebenden sowie universitäre Ethikkomitees zunächst eine ethische Genehmigung inklusive einer Ausgestaltung des Vorhabens, bevor die Forschung durchgeführt werden und die Zusammenarbeit mit der Zielgruppe beginnen kann.

Im Rückblick erweist sich dieses Dilemma als entscheidend für das Projekt. Obwohl wir partizipativ vorgehen und den Frauen Freiraum dabei gewährten, als Gruppe alle Entscheidungen darüber zu treffen, wie sie ihre Perspektive darstellen wollten, gingen wir dennoch bis zu einem gewissen Grad autoritär vor. Die Frauen erhielten von mir die Aufgabe, das Besondere an BIG auszudrücken. Allerdings wurde die Möglichkeit, eine kritische oder negative Seite des Programms zu zeigen, dabei außer Acht gelassen (denn dieser Aspekt war im Projektantrag nicht thematisiert). Sowohl damals als auch heute frage ich mich, ob ihre Entscheidung – einen Film zu drehen – von mir beeinflusst wurde, weil für mich der einzig angemessene Weg war, das Besondere an BIG zu präsentieren. Wenn wir die Tür dafür geöffnet hätten, auch weniger positive Seiten des Programms zu zeigen bzw. zu thematisieren, wäre möglicherweise alles anders verlaufen. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob nicht nur die Aufgabe vorgeschrieben, sondern auch die Entscheidung für einen Filmdreh nur bedingt partizipativ getroffen wurde – einfach weil die Aufgabenstellung die Form eigentlich schon implizierte.

Unsere Werte und Haltungen als Forschende beeinflussen Co-Forschende und den Forschungsprozess, was an sich ein unvermeidlicher Fakt ist. Daher ist ein selbstkritischer und reflexiver Blick auf die eigene Rolle gerade in partizipativen Forschungsprozessen, die besonders volatil sind, von besonderer Bedeutung (von Unger, 2021).

Erweiterung des Rollenprofils als Wissenschaftler*in

Partizipativ forschende Wissenschaftler*innen werden im Folgenden zunächst in ihrer Rolle als »professionell Forschende« betrachtet, die primär an das Wissenschaftssystem gebunden sind (z.B. verpflichtet, die ethischen Standards der Universität einzuhalten). Anschließend sind die Forschenden an das Forschungsfeld des Projekts (z.B. partizipative Evaluation kommunaler Gesundheitsförderung) gebunden. Zudem unterliegen die Forschenden den Anforderungen des Projektantrags hinsichtlich vordefinierter Arbeitspakete, Ressourcen, Verpflichtungen und Interessen. Forschende bemühen sich, ihre Rolle im Projekt zu bewältigen und all diese Aspekte zu berücksichtigen.

Zu Beginn des NU-BIG Projekts sah ich meine Rolle als »organizer, facilitator, teacher, consultant, supervisor, bringer of money, or provocateur« (Long et al., 2016, S. 252), um die Forschung mit den Frauen zu gestalten. Aber als ich mich in das Praxisfeld begab, erhielt meine Rolle als partizipativ forschende Wissenschaftlerin eine völlig neue Definition. Die antizipierten Rollen konnte ich nur teilweise »bespielen«. Der Weg zum

Projektziel – die Entwicklung eines Films durch die beteiligten Frauen – sowie das Arbeitstempo und die einzelnen Schritte des Arbeitsprozesses wurden kontinuierlich von der Frauengruppe bestimmt. Bereits während des ersten persönlichen Treffens wurde mir bewusst, dass die Frauengruppe und ich unterschiedliche Vorstellungen bezüglich des Formats der Treffen hatten und zwei verschiedene Vorgehensweisen verfolgten. Meine typisch akademische Herangehensweise zeichnete sich durch formelle Power-Point-Präsentationen aus, im Gegensatz zu dem von ihnen präferierten eher flexiblen und informellen Format. Unter diesen Umständen konnten wir keine produktive Interaktion erreichen, um effektiv miteinander zu arbeiten. Diese Erfahrung hat meine Vorstellung über meine Rolle verändert. Ich musste den Frauen im Prozess eher folgen als sie anzuleiten. Ich musste mich kontinuierlich ihren Rahmenbedingungen, ihrem Tempo und sogar den gegebenen Situationen anpassen, damit diese Form der partizipativen Forschung funktionieren konnte. Meine Rolle im Projekt wurde von ihnen, wie von Kümpers et al. (2021, S. 156) beschrieben, »kreiert, gestaltet und verhandelt«. Diese Anpassung meiner Rolle als Forschende wird in anderen Veröffentlichungen auch thematisiert (Dwyer & Buckle, 2009; Kümpers et al., 2021). Diese weisen darauf hin, dass, auch wenn die Forschenden den partizipativen Prozess gestalten, die traditionelle Rolle der Expert*innen nicht mehr ausschließlich von ihnen übernommen wird, sondern von allen am partizipativen Prozess beteiligten Personen. Alle Seiten übernehmen lehrende Rollen und teilen ihr Wissen, das für die anderen neu und nutzbar ist (Kümpers et al., 2021). In unserem Projekt haben mir die Frauen von ihren Erfahrungen mit dem BIG-Projekt erzählt. Dabei hatten sie die lehrende Rolle und ich konnte von ihnen lernen. Es wurde mir bewusst, dass der Erfolg partizipativer Projekte möglicherweise an eine gewisse Rollenflexibilität gebunden ist, die ich akzeptieren musste. Gleichzeitig habe ich erkannt, dass ich mich selbst in eine vulnerable Position begeben, wenn ich dies akzeptiere und entsprechend handle. Als ich meine Moderationsrolle abgegeben und eine passive Rolle in der Gruppe eingenommen habe, habe ich damit auch die Kontrolle darüber abgegeben, was aus dem Projekt entsteht, obwohl ich mir nicht sicher war, wie sich das Projekt entwickeln würde.

Erosion der Privatsphäre durch partizipative Forschung

Die Projektaufgabe, über einen längeren Zeitraum hinweg partizipativ mit den Co-Forschenden zu forschen, stellt für Forschende die Schwierigkeit dar, eine Balance zwischen den eigenen Lebensumständen und der beruflichen Tätigkeit herzustellen. Als ich mitten im Prozess war, drehte sich in meinem Arbeitsalltag sowie in meiner Freizeit viel um die Aufgabe der Frauen. Einige Treffen mit den Frauen haben von Freitag bis Samstagnachmittag stattgefunden. Die partizipative Vorgehensweise erforderte viel Zeit, Geduld, aber auch ein gewisses Maß an persönlichem Engagement von mir. Oft habe ich abends mit den Frauen telefoniert und über das Projekt gesprochen – kurz bevor ich meinen Sohn ins Bett brachte. Ich habe mir gewünscht, diese Telefonate zwischen 8 Uhr und 15 Uhr während meiner offiziellen Arbeitszeiten durchzuführen, aber dies war meistens nicht möglich, denn viele von ihnen mussten tagsüber auch arbeiten oder waren mit Haushaltsaufgaben beschäftigt. Ich bemühte mich, jede Anregung, jeden Wunsch und jedes Problem der Frauen zu berücksichtigen. Mein Engagement, das Wohlbefinden der

Frauen im Projekt zu fördern, führte dazu, dass ich mich selbst gegenüber den Frauen öffnen musste. Dabei zeigten sie auch Interesse an meiner persönlichen Seite und wollten mehr über meine Interessen und Vorlieben erfahren. Um dem Interesse nachzukommen, musste ich mich öffnen und die Distanz und Neutralität, die ich zu den Frauen zu Beginn des Projekts hatte, aufgeben. Dies wird in der Literatur als notwendig betont, um vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen, da dies als ein Schlüsselfaktor für gemeinsames Forschen, Handeln und Reflektieren betrachtet wird (Kümpers et al., 2021).

Es gab viele Situationen, in denen ich ihre Reaktionen nicht nachvollziehen konnte (z.B. Weinen, Desorientierung). Um diese zu klären, war es nötig, beinahe therapeutische Gespräche zu führen. Dabei wurde ich aber auch mit persönlichen Fragen konfrontiert, wobei ich zögerte, darauf einzugehen und mich zu öffnen. Die Zusammenarbeit mit der Gruppe erforderte aber von mir den Aufbau einer gewissen Nähe zu den Frauen, die über meine antizipierte Rolle im Projekt hinausging. Das stellte für mich eine Herausforderung dar, auf die ich nicht vorbereitet war. Für den Konflikt zwischen meinem Wunsch nach professioneller Distanz in der Rolle der Forschenden und gleichzeitig dem Einfordern von persönlichem Austausch zum Vertrauensaufbau, sowie dem Balanceakt meine Zeit angemessen auf die persönlichen wie beruflichen Verpflichtungen aufzuteilen, habe ich bis zum Ende keine gute Lösung gefunden.

Ethische Kernverantwortung für partizipative Forschung

Alle dargestellten Herausforderungen, denen die Forschenden begegnen, führen zu einer letzten ethischen Frage: Wer ist eigentlich verantwortlich für das Wohlbefinden der Zielgruppe während deren Teilnahme an der Forschung? Trage ich als Forschende die Verantwortung für diese Frauen, falls sie am Ende des Tages völlig erschöpft sind? Oder sind sie soziale Wesen mit Entscheidungsmacht, und solange sie die im Rahmen der Studie unterzeichnete Einverständniserklärung nicht widerrufen möchten, gibt es für mich als Forschende weder einen Grund zur Besorgnis noch Handlungsbedarf?

Für bestimmte Dinge bin ich als Forschende unbestreitbar verantwortlich (zum Beispiel, das Schützen von Informationen aus der Gruppe, die die Privatsphäre der Frauen verletzen könnten), aber an anderer Stelle ist es unklar, ob es in meiner Verantwortung liegt (zum Beispiel, wenn die Frauen sich in Konfliktsituationen unwohl fühlen, aber daraus ein Lerneffekt entstehen kann). Es ist dennoch wichtig, sich über die Art der eigenen Handlungen und ihre Auswirkungen auf die beteiligten Personen Gedanken zu machen, insbesondere in sensiblen Projekten wie diesem. Selbstreflexion und die Bereitschaft, Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen, sind entscheidend für eine ethische und respektvolle Forschungspraxis. Auch wenn die Gruppeninteraktion und das Ergebnis in einem partizipativen Projekt wichtig ist, sollte das individuelle Wohlbefinden nicht vernachlässigt werden.

Als Forschende habe ich für die Frauen einen Raum geschaffen, der sie forderte und in dem sie gleichzeitig viel gelernt haben. Ich habe einen Transformationsprozess angestoßen, sodass sie einen sicheren Umgang mit der Medientechnik entwickeln konnten, um diese besser nutzen zu können. Für Forschende bleibt es dennoch eine Herausforderung festzulegen, wo genau ihre Verantwortung liegt, ihre Teilnehmenden zu schützen und wo die Verantwortung dafür, sich für oder gegen teilweise anstrengende oder

konfliktreiche Tätigkeiten zu entscheiden, den Teilnehmenden überlassen werden darf. Häufig mag man gerade im Umgang mit als vulnerabel bezeichneten Gruppen eher dazu tendieren, diese schützen zu wollen. Dies gilt es kritisch zu reflektieren.

Fazit

Anhand dieser Autoethnographie einer partizipativ forschenden Wissenschaftlerin konnten Projekterfahrungen skizziert und dabei insbesondere auf die ethischen und praktischen Herausforderungen eingegangen werden, die sich bei der Durchführung partizipativer Forschung ergeben. Einige dieser Aspekte wurden bereits in der bestehenden Literatur hervorgehoben und sollten weiterhin im wissenschaftlichen Diskurs verhandelt werden. Dies ist von besonderer Bedeutung, da zukünftig Forschende Anleitungen benötigen, wie sie effektiv mit »vulnerablen« Zielgruppen zusammenarbeiten können und gleichzeitig in der Lage sind, ihre Rolle besser zu bewältigen und zu reflektieren.

In der Literatur überwiegen Studien, die die Erfahrungen der Co-Forschende beleuchten, wie beispielsweise ihre Befähigung durch die Beteiligung an der Forschung (Frahsa et al., 2014). Jedoch besteht ein Mangel an Publikationen, die die Forschenden selbst in den Mittelpunkt der Untersuchung stellen und ihre Rolle, Erfahrungen, sowie ihre Vulnerabilität in wissenschaftlichen Tätigkeiten genauer untersuchen. Zukünftig Forschende sollten ermutigt werden, über ihre eigenen Erfahrungen zu berichten. Dabei ist es wichtig, wesentliche Fragen hinsichtlich der praktischen Durchführung und ethischer Aspekte zur Debatte zu stellen, um diesen Herausforderungen zu begegnen und Lösungsstrategien zu entwickeln.

Weiterhin verdeutlichen die Ergebnisse dieser autoethnografischen Studie, dass Forschende einen Bedarf an Schulungen bezüglich ethischer Herausforderungen bei der Anwendung partizipativer Methoden und der Durchführung partizipativer Prozesse haben. Diese sollten womöglich nicht nur auf Ebene der Forschenden stattfinden. Auch Fördermittelgebende sollten fundierte Kenntnisse besitzen und Antragsverfahren entsprechend anpassen, um die Vorteile einer Teilnahme der Zielgruppe an zukünftiger Forschung auszuschöpfen.

Es ist entscheidend, ein Bewusstsein für potenzielle ethische und praktische Herausforderungen, wie sie teilweise in diesem Paper diskutiert wurden, zu entwickeln. Dies ist besonders wichtig, um als Forschende in einem partizipativen Projekt angemessen darauf reagieren zu können.

Danksagung

Auf diesem Weg möchte ich mich bei Karim Abu-Omar bedanken, demjenigen, der mich bei der Zusammenarbeit mit den Frauen indirekt begleitet hat, indem er sich vor und nach den Treffen mit den Frauen aufmerksam meine Erzählungen angehört und mir Ratschläge gegeben hat.

Förderung

Das NU-BIG Projekt wurde von Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert (Förderkennzeichen: 01EL2012A).

Referenzen

- Abu-Omar, K., Ziemainz, H., Loss, J., Laxy, M., Holle, R., Thiel, A., Herbert-Maul, A., Linder, S., Till, M., & Sauter, A. (2021). The Long-Term Public Health Impact of a Community-Based Participatory Research Project for Health Promotion Among Socially Disadvantaged Women-A Case Study Protocol. *Frontiers in public health*, 9, 628630. [Doi:10.3389/fpubh.2021.628630](https://doi.org/10.3389/fpubh.2021.628630)
- Adams, T.E., Ellis, C., Bochner, A.P., Ploder, A., Stadlbauer, J. (2020). Autoethnografie. In G. Mey & K. Mruck (Eds), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (pp. 1–21). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_43
- Brooks, C. F. (2011). Social performance and secret ritual: battling against obsessive-compulsive disorder. *Qualitative health research*, 21(2), 249–261. <https://doi.org/10.1177/1049732310381387>
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). »Richtlinie zur Förderung von Forschung zur Stärkung der Evidenzbasierung und des Transfers in der Präventionsforschung – Qualität in der Gesundheitsforschung – DLR Gesundheitsforschung.« Deutsche Zentrum für Luft und Raumfahrt e.V., Bekanntmachung von 25. Mar. 2019, <https://www.gesundheitsforschung-bmbf.de/de/8390.php>. Abgerufen am 17. Oktober 2024.
- Dwyer, S. C., & Buckle, J. L. (2009). The Space Between: On Being an Insider-Outsider in Qualitative Research. *International Journal of Qualitative Methods*, 8(1), 54–63. <https://doi.org/10.1177/160940690900800105>
- Ellis, C. & Bochner, A. (2000). Autoethnography, Personal Narrative, Reflexivity: Researcher as Subject. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Eds.), *The Handbook of Qualitative Research* (pp. 733–768). Sage Publications.
- Frahsa, A., Rütten, A., Roeger, U., Abu-Omar, K., & Schow, D. (2014). Enabling the powerful? Participatory action research with local policymakers and professionals for physical activity promotion with women in difficult life situations. *Health promotion international*, 29(1), 171–184. <https://doi.org/10.1093/heapro/das050>
- Gustafson, D. L. & Brunger, F. (2014). Ethics, »Vulnerability,« and Feminist Participatory Action Research With a Disability Community. *Qualitative Health Research*, 24(7), 997–1005. <https://doi.org/10.1177/1049732314538122>
- Hartung, S., Wihofszky, P., Wright, M. T., (2020). *Partizipative Forschung: Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden*. Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-30361-7>
- Herbert-Maul, A., Abu-Omar, K., Streber, A., Majzik, Z., Hefe, J., Dobsław, S., Werner, H., Wolf, A., & Reimers, A.K. (2021). Scaling up a community-based exercise program for women in difficult life situations in Germany—The BIG project as a case-study. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 18(18), 9432. <https://doi.org/10.3390/ijerph18189432>

- Ischer, P. & Saas, C. (2019). Partizipation in der Gesundheitsförderung. Arbeitspapier 48. Bern und Lausanne: Gesundheitsförderung Schweiz.
- Kasberg, A., Müller, P., Markert, C., & Bär, G. (2021). Systematisierung von Methoden partizipativer Forschung. *Bundesgesundheitsblatt*, 64, 146–155. <https://doi.org/10.1007/s00103-020-03267-9>
- Kümpers, S., Brandes, S., Gebhardt, B., & Kühnemund, C. (2021). Rollen und Rollendynamiken in der partizipativen Forschungsgemeinschaft. *Bundesgesundheitsblatt*, 64, 156–162. <https://doi.org/10.1007/s00103-020-03272-y>
- Long, J. W., Ballard, H. L., Fisher, L. A., & Belsky, J. M. (2016). Questions that won't go away in participatory research. *Society & Natural Resources*, 29, 250–263. <https://doi.org/10.1080/08941920.2015.1024368>
- Raymaker D. M. (2017). Reflections of a community-based participatory researcher from the intersection of disability advocacy, engineering, and the academy. *Action research* (London), 15(3), 258–275. <https://doi.org/10.1177/1476750316636669>
- Rosenbrock, R. & Hartung, S., (2012). Handbuch Partizipation und Gesundheit. Huber.
- Rütten, A., Röger, U., Abu-Omar, K., & Frahsa, A. (2008). Empowerment von Frauen in sozial benachteiligten Lebenslagen: Das BIG-Projekt. *Gesundheitswesen*, 70, 742 – 747. doi:10.1055/s-0028-1103262
- Sauter, A., Herbert-Maul, A., Abu-Omar, K., Thiel, A., Ziemainz, H., Frahsa, A., Linder, S., & Herrmann-Johns, A. (2022). »For me, it's just a piece of freedom«—Increased empowerment through physical activity promotion among socially disadvantaged women. *Frontiers in Public Health*, 10, 867626. <https://dx.doi.org/10.3389/fpubh.2022.867626>
- Spry, T. (2001). Performing autoethnography: An embodied methodological praxis. *Qualitative Inquiry*, 7(6), 706–732. doi:10.1177/107780040100700605
- Till, M., Abu-Omar, K., Herbert-Maul, A., Fleuren, T., Reimers, A. K., & Ziemainz, H. (2022). Scaling Up Physical Activity Promotion Projects on the Community Level for Women in Difficult Life Situations and Older People: BIG-5 and GET-10-A Study Protocol. *Frontiers in public health*, 10, 837982. <https://doi.org/10.3389/fpubh.2022.837982>
- Tillmann, L. M. (2009). Body and bulimia revisited: Reflections on »A Secret Life.« *Journal of Applied Communication Research*, 37(1), 98–112. doi:10.1080/00909880802592615
- Von Unger, H. (2021). Ethical Reflexivity as Research Practice. *Historical Social Research*, 46(2), 186–204. <https://doi.org/10.12759/hsr.46.2021.2.186-204>
- Wright, M. T., Block, M., & von Unger, H. (2010). Partizipation in der Zusammenarbeit zwischen Zielgruppe, Projekt und Geldgeber/in. In: M. T. Wright (Ed), *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention* (pp- 75-92). Hans-Huber.
- Wright, M. (2020). Partizipation: Mitentscheidung der Bürgerinnen und Bürger. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (Hg.). *Leitbegriffe der Gesundheitsförderung und Prävention. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden*. <https://doi.org/10.17623/BZGA:Q4-i084-2.0>
- Whyte, W.F. (1996). *Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels*. De Gruyter.